


Lily Ebert
Dov Forman



Lilys

Versprechen

Wie ich Auschwitz überlebte
und die Kraft zum Leben fand



Eine wahre
Geschichte

mvgverlag 



Lily Ebert
Dov Forman

Lilys Versprechen

Lily Ebert
Dov Forman

Lilys Versprechen

Wie ich Auschwitz überlebte
und die Kraft zum Leben fand

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Für Fragen und Anregungen

info@mvg-verlag.de

Wichtiger Hinweis

Ausschließlich zum Zweck der besseren Lesbarkeit wurde auf eine genderspezifische Schreibweise sowie eine Mehrfachbezeichnung verzichtet. Alle personenbezogenen Bezeichnungen sind somit geschlechtsneutral zu verstehen.

1. Auflage 2022

© 2021 by mvg Verlag, ein Imprint der Münchner Verlagsgruppe GmbH

Türkenstraße 89

80799 München

Tel.: 089 651285-0

Fax: 089 652096

Die englische Originalausgabe erschien 2021 bei Macmillan unter dem Titel *Lily's Promise*. © First published 2021 by Macmillan, an imprint of Pan Macmillan, a division of Macmillan Publishers International Limited. All rights reserved.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Übersetzung: Nadine Lipp

Redaktion: Iris Rinser

Umschlaggestaltung: Pamela Machleidt

Umschlagabbildung: Shutterstock/Jose Herrero Perez

Satz: reinsatz . Roman Heinemann

Druck: CPI

Printed in the EU

ISBN Print 978-3-7474-0404-1

ISBN E-Book (PDF) 978-3-96121-791-5

ISBN E-Book (EPUB, Mobi) 978-3-96121-792-2



**Wir produzieren
nachhaltig**
www.m-vg.de

Weitere Informationen zum Verlag finden Sie unter

www.mvg-verlag.de

Beachten Sie auch unsere weiteren Verlage unter www.m-vg.de

In Erinnerung an meine geliebte Mutter Nina
und meine Geschwister Bela und Berta – sie sind alle drei
in den Gaskammern von Auschwitz-Birkenau ermordet
worden. Dieses Buch ist auch den vielen Mitgliedern
meiner Großfamilie gewidmet, die getötet wurden, und all
jenen, die niemanden haben, der sich an sie erinnert.

INHALT

Dov	9
3. Juli 2020	10
Lily	19
1920er-Jahre	20
1930er-Jahre	30
1939 bis 1941	37
1942	43
19. März bis 15. Mai 1944	49
16. Mai bis 28. Juni 1944	57
28. Juni bis 3. Juli 1944	61
5. bis 9. Juli 1944	66
9. Juli 1944	72
Was ich nicht wusste	79
10. Juli 1944	82
Juli 1944	87
Zwischen Juli und August 1944	93
Einige Wochen im August 1944	99
Ende August 1944 (wahrscheinlich)	107
August oder September 1944	112
17. bis 26. September 1944	117
Oktober 1944	122
29. Oktober 1944	128
November 1944 bis April 1945	136
12. April 1945	141
Mitte April bis Anfang Mai 1945	149
Mai bis Juni 1945	154

22. Juni bis Ende Juli 1945	162
Juli 1945 bis Juni 1946	171
Dov	181
5. Juli 2020	182
Lily	209
Juni 1946	210
1946 bis 1948	217
Mai 1948	228
1948 bis 1950	233
1951 bis 1955	239
1956	245
1960	252
1967	257
1973 bis 1984	268
1984 bis 1985	272
1985 bis 1988	278
1988	285
1992 bis 1993	296
2010er-Jahre	304
2020	309
Dov	311
29. Dezember 2020	312
Dank	317

DOV

3. Juli 2020

North London

»Dov, lass uns was machen!«

Meine Urgroßmutter ist unruhig. Mit ihren 96 Jahren ist Lily es gewohnt, ihre Tage in Schulen zu verbringen, mit Kindern über ihre Erlebnisse in Auschwitz zu sprechen oder auf öffentlichen Veranstaltungen Vorträge zu halten. Sie hasst es, allein in ihrer Wohnung festzusitzen.

Der Lockdown aufgrund der Pandemie wurde endlich gelockert – zumindest vorläufig. Nachdem wir uns in den letzten Wochen immer nur durch ein Fenster unterhalten haben, sie hinter der Scheibe, wir im Garten, kann meine Familie nun endlich wieder den Schabbat mit Lily verbringen, wie wir es immer getan haben.

»Dov, lass uns was machen!«, sagt Lily.

Es ist Freitagabend, und wir sind um den Tisch versammelt. Wir sind alle so froh, wieder zusammen sein zu können, zünden gemeinsam die Schabbatkerzen an und segnen das Brot. Es ist ein ganz besonderer Abend und Lily ist voller Energie.

Aber ich merke, wie sehr sie ihr altes Leben vermisst. Sie hat sich immer darauf gefreut, neue Menschen kennenzulernen. Als Überlebende nimmt Lily ihre Rolle in der Holocaust-Erziehung sehr ernst. Es ist nicht leicht, aber sie ist fest entschlossen, etwas zu bewirken. Sie weiß, wie viel es den Menschen bedeutet, ihre Geschichte direkt von ihr zu hören, wie eine persönliche Begegnung mit ihr die Sicht auf die Vergangenheit und auch auf die Zukunft verändern kann.

»Mach dir keine Sorgen, Safta!« Wir alle nennen sie Safta, denn Mum hat sie als Kind immer so genannt. Das ist hebräisch für Großmutter. »Ich lass mir etwas einfallen.«

Was könnte ich tun?

Schulen, Museen und Universitäten haben zwar wieder geöffnet, aber niemand weiß, wann öffentliche Veranstaltungen wieder stattfinden können. Es könnte noch Jahre dauern. Wie viele Holocaust-überlebende werden bis dahin noch am Leben sein? Die Coronakrise hat mir eine sehr schmerzhaft Wahrheit vor Augen geführt: So zäh sie auch ist, so unsterblich sie auch wirken mag, so sehr ich sie auch liebe, meine Urgroßmutter wird nicht ewig leben.

Lily ist unglaublich abenteuerlustig und stets neugierig. Vor ein paar Jahren saß sie auf einem Sofa mitten im Bahnhof Liverpool Street und lud Pender ein, sich zu ihr zu setzen, um mit ihr über den Holocaust zu sprechen. Letztes Jahr haben wir gemeinsam einen Twitter-Feed gestartet. Ich habe ein paar Mal über Lilys Vorträge zum Holocaust-Gedenktag im Januar getwittert.

Jetzt denke ich ernsthafter darüber nach, die sozialen Medien zu nutzen, um Safta und ihre Geschichte einem neuen Publikum vorzustellen. Ich habe so viel von ihr gelernt. Jeder, der sie kennenlernt, bewundert sie. Und wenn es jemals eine wichtige Zeit gab, ihre Botschaft der Toleranz zu verbreiten, dann ist es wohl jetzt.

»Vielleicht können wir einen weiteren Tweet absetzen?«, schlage ich vor.

»Oder einen weiteren Schulbesuch machen?«, antwortet sie eifrig.

Vor zwei Wochen habe ich ihren ersten Zoom-Auftritt organisiert. Lily hat meinem Geschichtslehrer ihre Erlebnisse geschildert und seine Fragen sorgfältig beantwortet. Sie hatte vorher noch nie etwas von Zoom gehört, aber sie hat es wie ein Profi gemacht. Ich war so stolz auf sie. Ich habe Kontakt zu einem Journalisten von der *Jewish News* aufgenommen. Wie wäre es mit einem Artikel darüber, wie Überlebende jetzt die Lektion des Holocaust online unterrichten?

»Das ist nicht so gut wie in der persönlichen Begegnung – ich möchte mein Publikum sehen«, hat Lily erwidert. »Aber meine Generation war schon immer daran gewöhnt, sich an neue Situationen

anzupassen. Wenn man etwas tun muss, dann tut man es. Es ist immer gut, das Beste aus dem zu machen, was man im Leben hat.«

Ich habe einen Tweet mit dem Link zu ihrem Interview gepostet. Er bekam 65 Likes. Nicht schlecht, dachten wir alle.

Aber was jetzt? Für den Rest des Schabbats befrage ich sie zu ihrer Lebensgeschichte. Meine Mutter Nina fängt auch an, Fragen zu stellen. Genau wie ich hat sie sich schon immer sehr für unsere Familiengeschichte interessiert. Wir sind beide mit dem Wissen aufgewachsen, dass Safta eine Überlebende ist; wir wissen, warum sie immer ein Stück Brot neben sich liegen hat und warum sie nicht mit ansehen kann, wie Essen verschwendet wird. In ihrer Gegenwart haben wir nie mit Spielzeugpistolen gespielt oder uns geprügelt. Wir haben sie oft in der Öffentlichkeit sprechen hören, und doch gibt es vieles, was ich immer noch nicht über sie weiß.

Was genau geschah mit Lily und ihren Schwestern nach Auschwitz? Wie hat sie sich gefühlt, als der Krieg zu Ende ging? Warum ist sie nicht nach Hause, nach Ungarn zurückgegangen?

»Wie war das, Safta?«, frage ich. »Wie hast du die Kraft gefunden, weiterzumachen?«

»Man muss weitermachen. Man muss immer weitermachen.«

Früher hatte Lily die Regel aufgestellt, am Schabbat nie über den Holocaust zu sprechen. An diesem Tag sollte man nicht über traurige Dinge nachdenken. Ich erinnere mich, dass ich entsetzt und verlegen war, als einer meiner Freunde sie an einem Samstag nach der Synagoge fragte, ob er ihre Tätowierung sehen könne. Er war in der sechsten Klasse, ein Jahrgang über mir, und in der Schule hatten sie gerade angefangen, über den Holocaust zu sprechen. Er wollte mehr wissen und hatte viele Fragen. So sah auch ich zum ersten Mal Lilys Tätowierung richtig. Es war ein schockierender Moment, den ich nie vergessen werde. Und wir haben jahrelang nicht mehr darüber gesprochen.

Aber in letzter Zeit scheint sie ihre Meinung über die Art von Gesprächen, die wir am Schabbat führen können, geändert zu

haben. Ich glaube, wir alle haben plötzlich ein neues Gefühl der Dringlichkeit gespürt. Neue Geschichten, die wir noch nie gehört haben, sprudeln aus Safta heraus. Und je mehr sie erzählt, desto mehr will ich wissen.

»Wie war es? Wie hast du dich gefühlt?«

»Wenn man nicht dabei war, kann man es nicht wirklich verstehen.«

Aber ich will es versuchen. Um ehrlich zu sein, habe ich mich bisher nicht getraut, *zu* viele Fragen zu stellen. Jedes Mal, wenn sie über die Vergangenheit spricht, muss sie sie wieder durchleben. Ich will ihr nicht wehtun. Aber gleichzeitig möchte ich wirklich genau wissen, was ihr passiert ist. Ich möchte mir alles ganz genau vor Augen führen. Ich bin 16. Lilys kleine Schwester Piri hat ein Nazi-Konzentrationslager und Zwangsarbeit überlebt, bevor sie 16 wurde.

Ich habe schon viel über Auschwitz nachgedacht. Ende des Jahres soll ich eine Klassenfahrt dorthin machen. Wie groß ist die Wahrscheinlichkeit, dass das jetzt noch stattfindet? Lily wollte uns begleiten.

Alles ist in der Schwebe. Alles ist so unberechenbar. Das Leben fühlt sich in diesen Tagen viel zerbrechlicher an als sonst.

Ich will nicht, dass diese Geschichten verschwinden. Ich möchte einen Weg finden, all das, was Lily uns gegeben hat, für immer zu bewahren.

Am nächsten Abend, am Ende des Schabatts, bringen meine Mutter und ich Lily zurück in ihre Wohnung.

»Warum kommt ihr nicht rein?«, fragt sie. »Ich habe ein paar Sachen, die ich dir zeigen möchte, Dov.«

»Hoffentlich kannst du sie auch finden, Safta«, scherzt Mum.

Saftas Wohnung ist übervoll mit irgendwelchem Kram. Ich glaube nicht, dass sie jemals etwas weggeworfen hat. Nur sie weiß, was alles da ist und wo es sich befindet.

Ich warte, während sie in ihrem Schrank kramt. Als sie sich umdreht, strahlt sie.

»Schau dir das an!«

Stolz hält sie ein Fußballtrikot hoch. Es ist königsblau mit gelben Streifen. Ich kann die Mannschaft aber nicht erkennen.

»Wow!«, versuche ich interessiert zu klingen.

»Das ist Maccabi, aus Tel Aviv. Sie haben es mir geschenkt, als ich hingefahren bin, um meine Geschichte zu erzählen. In welchem Jahr war das? Egal. Schau – es ist signiert!«

»Toll!« Und dann entdecke ich den leuchtend orangefarbenen Einband eines dicken kleinen Albums hinter ihr im Schrank.

»Safta, was ist denn das? Dieses Album da. Darf ich es mir ansehen?«

Wir setzen uns nebeneinander und fangen an, darin zu blättern. Die Seiten sind aus Plastik, wie durchsichtige Brieftaschen, und jede einzelne ist mit winzigen Schwarz-Weiß-Fotos gefüllt. Einige davon sind eher braun-weiß. Viele haben diese lustigen weißen gewellten Ränder.

Ich glaube nicht, dass ich jemals zuvor Fotos von Lilys Familie gesehen habe, zumindest keine aus der Zeit vor dem Krieg. Die ersten Bilder wirken sehr förmlich. Bis auf eines, das leicht verschwommen ist: Drei kleine Kinder stehen in einer Reihe in einem Garten, sie schauen feierlich und ernst und halten sich an den Händen.

»Das bin ich. Das ist mein Bruder Imi. Das ist René. Ich war die Älteste.«

»Ich weiß, Safta! Du bist immer noch die Älteste!«

Ein anderes Foto von später, kurz vor der Deportation, zeigt Lily mit ihrem Bruder und allen drei Schwestern. Die Mädchen sind gleich gekleidet, außer Lily, und sie haben große Schleifen im Haar. Moment! Müsste da nicht noch ein Bruder stehen?

Lily schaut mich traurig an. Sie antwortet erst nach einer Pause, nachdem sie kurz den goldenen Anhänger, den sie immer trägt, berührt hat.

»Bela hat seine Thorastudien so ernst genommen. Er wollte an diesem Tag nicht den Cheder verpassen.«

Da sind ihre Eltern, die mir fremd und zugleich vertraut vorkommen. Ihre Mutter hieß Nina, genau wie meine Mutter. Sie hat ein schüchternes, leicht schiefes Lächeln. Und da ist ihr Vater mit Mantel und Hut. Ahron. Oh, wie mein Großonkel Roni! Da ist ein weißbärtiger Rabbi in einem langen Mantel. Und dann taucht ein verblasstes Sepia-Foto von einem Mann mit Schläfenlocken auf. Er sieht sehr streng aus.

»Mein Großvater«, sagt Lily. »Mein Engelman-Großvater. Der Vater meiner Mutter war Rabbi.«

»Wow! Toll!«, sage ich, und diesmal meine ich es ernst.

Am Ende des Albums sehen die drei ältesten Schwestern schon ziemlich erwachsen aus. »Wo bist du hier?«, frage ich. »Wer sind all die anderen Mädchen?«

»Oh, das sind meine Freundinnen in der Schweiz. Ungarische Überlebende, wie wir. Und das bin ich mit meinen Schwestern. Das ist René. Das ist Piri.«

Sie sehen sich alle so ähnlich, besonders Lily und Piri.

Als ich das Album näher ans Licht halte, damit ich die Bilder besser sehen kann, flattert etwas heraus.

»Was ist das?«, frage ich und hebe es auf. »Ein Geldschein? Ein deutscher?«

»Oh ja! Ein amerikanischer Soldat hat ihn mir nach unserer Befreiung gegeben. Schau, das ist seine Handschrift.«

»Das hast du mir nie gezeigt, Safta!«, sagt Mum.

»Ich hab nicht gedacht, dass sich jemand dafür interessieren könnte«, sagt Lily. »Ich dachte, er wäre nur für mich etwas Besonderes.«

Ich muss den Geldschein umdrehen, um zu lesen, was draufsteht. Die altmodische Schrift geht um die Ecke herum, der einzige Platz, der für die Botschaft übrig bleibt: »Der Start in ein neues Leben. Viel Glück und Freude.«

Zehn Wörter der Hoffnung.

Oben stehen ein paar Buchstaben, die wie Hebräisch aussehen, aber ich kann sie nicht entziffern. Und unten hat der Soldat »Assistent von Kaplan Schacter« geschrieben.

»Wer war er?«, frage ich. »Wie hieß er?«

»Oh, ich kann mich nicht mehr erinnern! Das ist über 75 Jahre her. Er war ein jüdischer Soldat. Das weiß ich. Jüdisch-amerikanisch. So freundlich. Wir waren es nicht mehr gewohnt, dass jemand nett zu uns ist.«

Und plötzlich ist sie still. Sie ist wieder in der Vergangenheit, erinnert sich an einige Dinge und vergisst andere.

»Warum in aller Welt hat er etwas auf einen Geldschein geschrieben?«, frage ich.

»Er konnte kein Papier finden und wollte mir etwas auf einen kleinen Zettel schreiben. Als wir Deutschland verlassen haben, nehme ich an. So ein netter Mann.«

»Ich werde ihn für dich finden«, verspreche ich. »Ich werde es auf Twitter posten. Ich wette, jemand da draußen wird ihn aufspüren können.«

Lily lacht. Die Art von Lachen, die bedeutet: »Sei nicht albern!«

Mum fängt auch an zu lachen und rollt mit den Augen.

»Wartet's nur ab. Social Media kann unglaublich sein«, beharre ich. Um ehrlich zu sein, bin ich mir aber nicht sicher, ob das klappt. Aber man weiß ja nie. In den sozialen Netzwerken passiert so viel Schreckliches. Ich möchte beweisen, dass auch Gutes passieren kann.

»Lass uns jetzt ein paar Fotos machen. Ich werde sie morgen Früh tweeten.«

Lily streckt ihre Hände aus – winzig, faltig –, und ich lege den Geldschein in ihre Hände. Ich fotografiere die Rückseite und auch die Vorderseite, auf der die Botschaft des Soldaten deutlich zu sehen ist. Und dann fotografiere ich noch ein Bild von Lily und ihren Schwestern ab; sie haben identische karierte Kleider an – ein echter

Hingucker! Sie lächeln in Gesellschaft einiger amerikanischer GIs. Vielleicht ist der Soldat mit dem Geldschein ja einer von ihnen.

»Gib mir vierundzwanzig Stunden«, sage ich zu Lily. Sie lacht immer noch. »Ich wette mit dir, dass ich ihn finden kann.«

Und dann schauen wir uns wieder die Familienfotos an, und Safta erzählt mir und meiner Mutter von ihrem glücklichen Leben in Ungarn vor dem Krieg, in der Kleinstadt Bonyhád, wo sie aufgewachsen ist.

LILY

1920er-Jahre

Ich war eine geborene Anführerin. Von Anfang an schauten alle meine Brüder und Schwestern zu mir auf. Es stand außer Frage, dass sie nicht tun würden, was ich sagte. Natürlich war ich die Älteste von uns sechs, aber es entsprach auch meinem Charakter. Ich hatte gern das Sagen, übernahm gern Verantwortung, und die anderen waren froh darüber – sogar Imi, mein ältester Bruder, der mir dicht auf den Fersen war und kaum ein Jahr jünger als ich. Sie wussten, dass ich am besten wusste, was zu tun war. Und das hat uns später allen geholfen.

Ich war also das erste Kind in der Familie, das beim Sederabend zu Beginn des Pessachfestes mit den Erwachsenen am Tisch sitzen durfte. An diesem Abend feierten überall in unserem kleinen, geschäftigen Städtchen im Südwesten Ungarns viele Familien den Seder. Im Dezember 1923, als ich geboren wurde, war von den fast 7000 Einwohnern von Bonyhád etwa jeder achte jüdischen Glaubens. Als meine Ururgroßeltern ein Jahrhundert zuvor dort aufgewachsen und noch nicht alle Religionen in Ungarn gleichberechtigt waren, sind ein Drittel der Einwohner Juden gewesen. Alle in unserer alteingesessenen Gemeinde freuten sich auf jeden Jom Tov, also auf die religiösen Feiertage. Seit Generationen genossen wir die geistige Führung bedeutender Rabbiner und angesehener Talmudgelehrter.

Mein erster Sederabend muss im April 1928 gewesen sein. Ich war vier Jahre alt und das einzige Kind in unserem Haushalt, das alt genug war, um lange aufzubleiben. Alles war schön hergerichtet – Salzwasser, bittere Kräuter, gebratenes Ei, Meerrettich, Wein, Matze und andere symbolische Speisen – und die Kerzen wurden angezündet. Ich war so stolz, als ich das Ma Nishtana sagen durfte und

meinen Vater klar und laut fragte, so wie ich es geübt hatte: »Warum ist diese Nacht anders als alle anderen Nächte?«

Nichts fand ich schöner, als mit den Erwachsenen zusammen zu sein. Ich erinnere mich wieder an dieses Gefühl, als ich etwa zehn Jahre alt war und bei meiner Tante zum ersten Mal schwarzen Kaffee getrunken habe. Natürlich schmeckte er furchtbar bitter, aber ich tat so, als würde er mir schmecken. Eigentlich gefiel mir nur die Tatsache, dass ich ihn trank.

»Jetzt gehöre ich zu den großen Leuten«, sagte ich mir. Und weil ich mich wie eine Erwachsene benahm, auch als ich noch klein war, respektierten meine Brüder und Schwestern mein Urteilsvermögen.

An einem Schabbat, als unsere Eltern in der Synagoge waren, spielten wir wie immer in unserem großen Garten. Er war wirklich riesig und bot Platz für alles. Vorne blühten Blumen in allen Farben: goldene Chrysanthemen und große gelbe Sonnenblumen. Wir liebten es, die schlaffen Köpfe der Sonnenblumen abzuschneiden, die gestreiften Kerne herauszupicken, sie im Ofen zu rösten und einzeln aufzuknacken oder sie an unsere Hühner zu verfüttern. Wir hatten auch eine große Wiese, auf der wir endlos Ballspiele spielten. Dann war da noch der ausladende Walnussbaum, dessen Äste leicht zu erreichen waren und dessen leuchtend grüne Früchte uns anlockten, noch bevor die Schalen aufbrachen. Wir konnten nie widerstehen, sie frühzeitig aufzubrechen, um an die Nüsse zu kommen. Und immer wieder bekamen wir ganz fleckige und schwarze Finger von unseren Bemühungen.

Hinter dem Haus, an den Nebengebäuden vorbei, in denen Holz und Kohle gelagert wurde, kam man zum Obst- und Gemüsegarten. Wir hatten Apfelbäume, Pflaumenbäume, Kirschbäume ... alle Arten von Obstbäumen, die man sich vorstellen kann. Mais, Tomaten, Paprika natürlich auch. Ein Gärtner erledigte einen Großteil der schweren Arbeit, aber wir halfen auch abwechselnd beim Gießen und Pflücken. Im Sommer gab es immer etwas, was für den Winter

eingeweckt werden musste, und im Winter etwas, was für den Sommer aufbewahrt werden musste. Gurken zum Einlegen. Obst, das in Flaschen abgefüllt oder zu Marmelade eingekocht werden musste. Aber dieser Tag, von dem ich eigentlich erzählen will, war ein Samstag – und wir waren eine orthodoxe Familie und viele unserer Nachbarn waren ebenfalls Juden.

Das Problem war, dass es außerdem ein schöner Sommertag war. Wir waren ein wenig gelangweilt und hungrig, und keine erwachsene Person war in der Nähe. Und das Obst sah einfach so köstlich aus.

»Am Schabbat wird nicht gepflückt!«, ermahnte ich meine Geschwister.

Wir kannten alle die Regeln. Es gibt 39 verschiedene Arten von Arbeit, die am Schabbat verboten sind, und das Ernten ist eine davon.

Ich war wirklich ein braves Mädchen, vielleicht zehn oder elf Jahre alt. Ich hatte Verantwortung und meinen Ruf zu wahren. Meine Schwester René, immer lachend und lebhaft, war zweieinhalb Jahre jünger. Nach ihr kam Piri, geboren 1929, ein ordentliches und anspruchsvolles Kind, sehr künstlerisch, aber viel schüchterner als René. Obwohl René sehr kontaktfreudig war, war ich bei Weitem die Extrovertierteste von uns allen. Bela, unser anderer Bruder, war nochmal drei Jahre jünger als Piri – die erste Geburt, an die ich mich im Haus erinnere –, und Berta muss noch ein Kleinkind gewesen sein. Wir waren alle gleich angezogen, in unseren besten Kleidern. Wir hatten immer schöne, saubere Kleider.

»Kein Pflücken ...«, wiederholte ich langsamer, denn ich hatte eine Idee. Ich musterte den Apfelbaum, schaute auf die niedrigen Äste und dann auf Imi, der schon so groß war wie ich. »Aber es spricht doch nichts dagegen, dass wir direkt vom Baum essen.«

Und genau das taten wir dann auch. Mit dem Kopf im Nacken, die Hände fest auf dem Rücken verschränkt und gehorsam bis zum Schluss, stürzten wir uns mit dem Mund auf die glänzende Frucht und bissen in ihre glatte Haut. Aber nicht pflücken! Nicht gegen

das Gesetz verstoßen. Die Kleinen knabberten an den Johannisbeersträuchern wie junge Ziegen. Sie hockten sich fröhlich hin, und wir steckten mit unseren Lippen die säuerlichen Beeren direkt in die hungrigen Mäuler.

Ich war immer die mit den Ideen, und Imi war der, der sie ausführte. Wir waren ein perfektes Team. Er konnte so gut mit den Händen umgehen – wie Piri – und hatte die geschicktesten Finger. Ich traute ihm alles zu. Mehr noch, ich dachte, er würde alles für mich tun. Wenn ich einen wackeligen Zahn hatte und ihn loswerden wollte, zog Imi ihn mit einem Faden, der an einer Türklinke befestigt war, und einem kräftigen Knall heraus. Eines Tages, als er noch jünger war, setzte ich mir in den Kopf, dass ich mit den Bommeln spielen wollte, die rundherum um die schwere, bestickte Tischdecke angenäht waren, es war eine besondere Decke, die nur zu festlichen Anlässen oder wenn Besuch da war herausgeholt wurde. Ich bat ihn, sie für mich abzuschneiden. Schnipp, schnapp! Eifrig bemüht, mir eine Freude zu machen, schnitt er alle ab.

Beide waren wir von kleinen Lebewesen fasziniert. Wir sammelten Grillen, Würmer, Schnecken und Frösche aus dem Garten und beobachteten sie stundenlang, um herauszufinden, wie sie sich bewegten, wie sie aßen oder ihre seltsamen Geräusche machten.

Ich war gern mit Imi zusammen, weil er mir immer half, das zu tun, was ich tun wollte; er hörte sich meine Ideen genau an, und gemeinsam setzten wir sie in die Tat um.

Unsere Eltern kauften Berta einmal eine schöne neue Porzellanpuppe, die sie in der Stadt gesehen und in die sie sich verliebt hatte. Unsere jüngste Schwester war aufgeweckt und quirlig, und sie konnte unseren Vater um den kleinen Finger wickeln. Wir alle liebten sie. Die Puppe war etwas ganz Besonderes und Ungewöhnliches, denn wenn man sie auf den Rücken legte, schlossen sich ihre Augen wie von Zauberhand. So etwas hatten wir noch nie gesehen!

»Wie um alles in der Welt kann das sein?«, fragte ich mich. »Imi, du musst mir helfen, das herauszufinden.«

»Was soll ich denn machen?«

»Lass uns den Kopf zertrümmern, dann können wir sehen, wie der Mechanismus hinter den Augen funktioniert!«

Er war ein williger Komplize. Ich nehme an, er war genauso neugierig. Aber es hat nichts genützt. Beim Zerschlagen des Kopfes ging auch der Mechanismus kaputt, und so blieben wir ohne Antwort und ohne Puppe zurück. Die arme Berta! Sie war aber sehr versöhnlich. Vielleicht dachten wir auch, unser Vater Apu würde ihr schnell einen Ersatz kaufen? Immerhin hatte sie ihn nicht zweimal um den großen, roten, gepunkteten Ball bitten müssen.

Ein anderes Mal wollte ich wissen, wie eine Uhr funktioniert, was im Inneren des tickenden Silbergehäuses passiert. Natürlich bat ich Imi, sie auseinanderzunehmen, damit wir beide es sehen konnten. Nachdem er mir die Zahnräder und Federn der Uhr unserer Mutter gezeigt hatte, wollten wir uns natürlich auch die unseres Vaters ansehen. Ich habe Imi immer dazu angestachelt. Wie konnte man mich beschuldigen? Ich hatte doch nichts falsch gemacht!

Meine Eltern wussten genau, wer hinter all dem Unfug steckte. Aber irgendwie kann ich mich nicht daran erinnern, dass einer von uns Ärger bekommen hätte oder bestraft worden wäre.

»Oh, mein Kind!«, pflegte Apu zu sagen. Er sprach lieber Deutsch als Ungarisch, und ein Großteil seiner Geschäfte wurde auf Deutsch abgewickelt. »Ich hätte nicht gedacht, dass du das tun würdest!«

Und in Zukunft passten unsere Eltern – Apu und Anyuka – besser auf, ihre Uhren nicht unbewacht zu lassen.

Sie waren gar nicht erfreut, als sie entdeckten, dass ich die Tür eines Hühnerkäfigs geöffnet hatte, um die Hühner in die Freiheit zu entlassen. Die Vögel taten mir so leid, so eingepfercht, einer auf dem anderen, und sie sahen so elendig aus. Aber meine Eltern haben nur zweimal die Grenze gezogen, soweit ich mich erinnern kann.

Das war eigentlich ganz vernünftig von ihnen. Imi und ich sind mit unserem Plan, die kleine René zu verkaufen, gescheitert. Nicht, dass es sie gestört hätte. Selbst als sie noch winzig war, hat René alles getan, um eine andere Person glücklich zu machen.

Und Imi wollte unbedingt ein eigenes Lamm als Haustier haben. Er hörte einfach nicht auf, von dieser Idee zu reden, und bettelte unsere Eltern an. Er machte sich sogar die Mühe, einen Stall auf der Wiese zu bauen, in dem es leben sollte. Doch es kam nie ein Lamm zu uns.

Apu und Anyuka wussten, dass wir abenteuerlustig und vielleicht spitzbübisch waren, aber wir waren niemals böse oder grausam. In der Schule waren wir im Allgemeinen höflich und haben uns gut benommen, und das war ihnen wichtig. Sie brachten uns natürlich Respekt bei: Kein Kind hätte sich jemals auf den Stuhl unseres Vaters am Kopfende des Esstisches gesetzt oder wäre ihm ins Wort gefallen. Die Konversation zwischen den Generationen war nicht annähernd so frei, wie sie es heute ist. Wir erwarteten nicht, dass man uns ins Vertrauen zog, und wir stellten keine persönlichen Fragen. Bis heute habe ich keine Ahnung, wie sich meine Eltern kennengelernt haben.

Meine Mutter wurde 1897 in eine große Rabbinerfamilie hineingeboren und wuchs in einem Sommerurlaubsort namens Szenec oder Senec in der Nähe von Bratislava auf, das zum alten Königreich Ungarn gehörte und dann Teil der Tschechoslowakei wurde, einer Republik, die nach dem Ersten Weltkrieg und seinen Verträgen gegründet wurde. Mein Vater, zwölf Jahre älter als seine Frau, wurde in Bonyhád geboren – wie sein Vater, sein Großvater, sein Urgroßvater und alle seine zahlreichen Cousins und Cousinen, Neffen und Nichten. Genau wie wir wuchsen sowohl Nina Breznitz als auch Ahron Engelman in großen, eng verbundenen jüdischen Familien der Mittelschicht auf; sie waren durch und durch ungarisch, wohlhabend und in jeder Hinsicht sicher. Warum sollte sich daran etwas ändern?

Wenn ich zurückblicke, erinnere ich mich nur an harmonische Stunden in unserem Haus. Es war laut, aber friedlich. Wenn Apu und Anyuka jemals miteinander schimpften, haben wir Kinder das sicher nicht gehört. Wenn wir Kleinen uns stritten, war das schnell vergessen. Dazu trug bei, dass René von Natur aus ein sehr freundlicher Mensch war, sie vermied tunlichst Meinungsverschiedenheiten. Wann immer Anyuka jemanden bat, den Tisch zu decken oder aufzuräumen, war sie die Erste, die loslief und half. Wenn jemand etwas brauchte, war sie immer zur Stelle und bereit, alles zu tun, was sie konnte.

Jeder von uns durfte sie oder er selbst sein. Wie mein Vater war auch Piri ziemlich Hygiene-besessen. Sie konnte es zum Beispiel nicht ertragen, etwas zu essen, was eine andere Person berührt hatte. Aber das war in Ordnung. Unsere Mutter und unser Vater waren sehr verständnisvoll. Wenn Apu am Freitagabend den Kiddusch sprach, den Segensspruch über den Wein des Schabbatmahls, und dann der große silberne Kelch am Tisch herumgereicht wurde, damit jeder in der Familie in der Reihenfolge seines Alters einen Schluck nehmen konnte, bekam Piri ihren eigenen Becher.

Ich hatte wirklich die besten Eltern, die sich ein Kind nur träumen kann: Sie waren freundlich, ruhig, liebevoll und sehr nachsichtig. Ich glaube, sie hielten uns trotz unserer Eskapaden für die klügsten und schönsten Kinder auf der ganzen Welt. Wir wuchsen in einer Art Kokon auf, so sicher und geschützt vor dem Übel der Welt, dass wir nicht einmal wussten, dass es das Böse gab.

Jeden Morgen kam Apu in die Küche und trank einen sehr heißen Kaffee und schleckte den Rahm von der Milch, die wir jeden Tag beim Bauern am Stadtrand holten. Der Bäcker kam an allen Häusern vorbei und trug kleine Butterbrötchen, Zemmel genannt, auf seinem Rücken. Die aßen wir zum Frühstück, bevor wir in die Schule liefen.

Wir waren nicht die wohlhabendste Familie, und unser Haus war nicht besonders groß, aber es lag in einer der schönsten Straßen

der Stadt: Perczel Mór Nummer 32. Unsere Nachbarschaft war sehr freundlich, und uns Kindern fehlte es an nichts. Wir hatten wirklich überhaupt keine Sorgen im Leben. Und ihr könnt euch gar nicht vorstellen, welche Freiheit wir genossen haben. In den breiten, von Bäumen gesäumten Straßen lauerten keine Gefahren: Es gab nur wenige Fremde und nur ein einziges Auto in der ganzen Stadt, ein Taxi, das die Leute zum dreißig Kilometer entfernten Bahnhof in Szakály-Hőgyész brachte. Man konnte auch einen ziemlich klapprigen Bus nehmen. Der kleine Bahnhof von Bonyhád wurde hauptsächlich von Güterzügen genutzt. Ansonsten gab es nur Pferde und Esel, Kutschen oder Fuhrwerke und, in den langen, schneereichen Wintern, Schlitten.

Manchmal spielten wir auf dem Dachboden. Das Haus hatte nur ein Geschoss, und in dem großen Dachraum hängten wir im Winter die Wäsche zum Trocknen auf und bewahrten das Pessachgeschirr und -besteck auf. Es gab dort auch viele geheimnisvolle alte Papiere und Briefe, die meinem Vater und Großvater gehörten, mit interessanten Briefmarken auf den Umschlägen, die wir gerne abnahmen, um sie in unsere Sammlungen zu stecken. Das Spielzeug, das wir drinnen am liebsten hatten, war ein wunderschönes, grauscheckiges Schaukelpferd mit echtem Rosshaar als Mähne und Schweif, einem Ledersattel und Zügeln sowie richtigen Steigbügeln aus Metall.

Aber meistens waren wir draußen, spielten Ballspiele, hüpfen oder rutschten auf der einfachen Schlittschuhbahn, die wir jedes Jahr im November, sobald das Wetter eisig wurde, im Garten anlegten, indem wir Wasser auf den Rasen gossen. Die Winter waren sehr kalt, aber wir spielten gerne draußen im Schnee und kamen dann ins Haus, um unsere durchgefrorenen Finger am Herd zu wärmen. Weiche Pelzmützen und Muffs hielten uns warm, wenn wir Schlitten fuhren.

Viele unserer Freunde waren unsere Verwandten, und unsere Verwandten waren unsere Freunde. Das ganze Jahr über liefen wir

ungehindert zwischen den Häusern hin und her, wann immer wir wollten, weil wir sicher sein konnten, dass es überall jemanden gab, mit dem wir spielen konnten, oder dass wir genug Leute für ein Spiel zusammentrommeln konnten. Obwohl sie die Ruhigste war, war Piri besonders beliebt. Ihre Freunde kamen ständig vorbei. Sie mochten sie, weil sie so freundlich und umgänglich war und man sich mit ihr unterhalten konnte. Auch Berta hatte sehr viele Besucher.

Eine meiner liebsten Gefährtinnen war meine Cousine Hilda, die fast genauso alt war wie ich und auch in meine Klasse ging. Sie war größer und ruhiger als ich und ein so kluges Mädchen. Sie war sehr hübsch, hatte glattes braunes Haar und braune Augen, ein bisschen wie meine. Sie war die Jüngste in ihrer Familie, hatte drei ältere Schwestern und einen Bruder. Wir spielten viel zusammen, aber als wir älter wurden, unterhielten wir uns mehr.

Bonyhád war ein freundlicher, geschäftiger Ort mit vielen kleinen Läden, ein paar größeren Geschäften, ein paar kleinen Fabriken, einem Freibad, zwei aktiven Synagogen und drei Kirchen. Und es war voll von Engelman-Familienmitgliedern. Die meisten waren auf die eine oder andere Weise geschäftlich tätig, und niemand wohnte oder arbeitete weiter als zehn oder zwanzig Minuten Fußweg voneinander entfernt. Zwei meiner Onkel, Leo und Sandor, hatten ein großes Porzellangeschäft in der Horthystraße 4. Apus eigenes Geschäft war nicht weit von unserem Haus und dem seiner Brüder entfernt, und wir liefen oft hin und her, um Nachrichten zu überbringen. Mein Vater verkaufte Textilien. In den Regalen stapelten sich die verschiedenen Stoffrollen bis zur Decke: warme Wolle, bunte Baumwolle, edle Seide und Satin, praktische Stoffe für die Arbeitskleidung, und das meiste wurde per Post aus der ganzen Welt nach Bonyhád bestellt, sodass mein Vater selbst nicht viel reisen musste und nur selten von zu Hause weg war. Aber es gab so viel Papierkram zu erledigen! Es schien, als würde er ständig Briefe schreiben. Der Laden hatte